

Der Photograph.

Berliner Lebensbilder von Alphonse Daudet.

Da die Familie nur einen sehr kleinen Hausstand hatte und das gesamte Mobiliar auf einem Handwagen (Vagabond) so mußte die Wirtin im Voraus begünstigt werden, was bei größeren Quartieren beinahe unmöglich ist. Die neuen Mieter schienen überhaupt zur Gattung der Trübsalwörter zu gehören, denn sie zogen in den fünften Stock eines ganz neuen Hauses in einer neu angelegten, noch nicht völlig bebauten Straße, in welche Mietstafeln mit Absteckstellen für Schutt abwechselten, die von Holzjungen eingefügt sind, auf welchen alle möglichen und unmöglichen Anschlagzetteln prangen.

Die ganze Wohnung besteht nur aus drei kleinen Zimmern, deren letztes eine kleine Küche, die großen Fenster ein dringenden Sonnenlicht noch nader und über ausseht; alle Räume sind noch von einem feinen Staub bedeckt. Da ist zuerst das Atelier; es steht mit seiner Glaswand und seinem Glasdach wie eine große Glucke da. In dem großen Kamin liegen kleine Kacheln, die aber erst angebracht werden sollen, wenn Besuch kommt. An der einen Wand hängen die Photographen der Familienmitglieder, des Vaters, der Mutter, der drei Kinder, stehend, sitzend, in Gruppen, einzeln, in allen denkbaren Stellungen, ferner die photographischen Aufnahmen einiger Monumente und Landschaften.

Sie wurden damals angefertigt, als die Familie noch reich war und der Vater die Photographie als Privatvergnügen betrieb. Jetzt haben die Leute Alles verloren, sie sind vollständig ruine, und da das Familienhaupt kein anderes Gewerbe vorseht, macht man den Versuch, die ehemalige Liebhaberei als Erwerbsquelle zu verwerten.

Der Apparat, welchen die Kinder mit dem gemischten Gefühl von Furcht und Bewunderung betrachten, nimmt den Ehrenplatz ein; er steht in der Mitte des Ateliers, in seinen neuen Rahmen, seinen feinen Messingbeschlägen, seinen gedörrten Gläsern konzentriert sich der ganze Glanz und Luxus der damaligen Einrichtung.

Die übrigen Möbel, und wie wenig sie sind, sind sämtlich alt, verbrauchte, mürbe, und zum Teil zerbrochen. Die Mutter trägt eine alte, zerfetzte Robe von schwarzer Seide und auf dem Haupte ein Spitzentuch — so gleicht sie einer Comptoirbedienten, deren Thätigkeit durch nicht eben viele Kunden in Anspruch genommen wird. Der Vater ist, nach künstlerischer mit einem Sammeljaque bedeckt. Das Kleidungsstück hat zwar ziemlich viel gefolgt, es ist aber notwendig, da es auf die Kleinführer Eindruck macht.

Die Augen des Mannes leuchten von Zuversicht, hinter seiner hohen Stirnbauern sich die glänzenden Zukunftspropheten auf und er macht in seiner Art einen ähnlichen Eindruck, wie der neue Apparat, von dem die Familie viel und Segen erwartet. Der arme Mann! Mit welcher Aufregung er seine Anordnungen trifft, wie er sich bemüht, ernst und würdevoll auszufallen! Man muß es hören, wie er den Kindern zuruft: „Gibt nicht in die Dunkelkammer!“ Die Dunkelkammer — sie macht den Eindruck einer Trübsalhöhle.

Am Grunde seines Herzens ist der Bedauernswerte doch sehr glücklich und besorgt, was er aber die Einkünfte nicht merkt lassen will. Mithie, Holz und Rohlen sind bezahlt — nun befindet sich auch nicht mehr ein Sou in der Kasse. Wenn die Kunden nun nicht herzukommen, wenn der Schausteller, der unten an der Hausthüre angebracht ist, nun seine Vorübergehenden verläßt, sein werbes Konterfei hier oben anfertigen zu lassen, was sollen dann die Kleinen heute zu Abend essen? Nun, Gott wird schon helfen. Die Einrichtung ist ja vollständig, alle Vorbereitungen sind getroffen — nun kann's anfangen. Jetzt hängt Alles vom Publikum ab.

Wichtige Stunden der Aufmerksamkeit und der Erwartung! Der Vater, die Mutter, die Kinder — sie alle sind auf dem Balkon versammelt und stehen gleichsam auf den Beinen. Zum Teil auf, unter all den Leuten, die da unten hängen, sehen, wie sich doch ein Liebespaar findet! Aber nein! Die Leute kommen, gehen, treuen einander auf dem Trottoir, aber Niemand kommt heraus. Ah — der Herr! Ein Herr nähert sich dem Schausteller, er betrachtet sie aufmerksam, als Portraits — ein nach dem andern, er ist offenbar zufrieden und macht Miene, in das Haus zu treten. Die Kinder jubeln und wollen schon das Feuer im Kamin anzünden. „Wartet noch“, sagt die vorsichtige Mutter. „Der Herr wendet sich unter der Hausthüre wieder um und geht ruhig seinen Spaziergang fort.“

Das Tageslicht beginnt zu schwinden, große Wolken ziehen herein, in dieser Höhe, im fünften Stockwerke, würde man aber trotzdem noch gut arbeiten können — wenn nämlich jemand kommen wollte. Wie oft freuen sich die Harrenden vergeblich, wie oft wurde ihre Hoffnung getäuscht, wenn man jemanden ins Haus treten sah, die Treppe heraufkommen hörte — und er dann an der Alkovenstiege vorbei in eine andere Wohnung ging. Einmal wurde sogar gestiegen — man erkundigte sich nach der jetzigen Wohnung des vorigen Mieters.

„Das ist ja aber gar nicht möglich“, sagt der Vater; „das kann ja gar nicht mit rechten Dingen zugehen. Man wird unsere Schausteller abgenommen haben. Geh doch einmal hinunter, Kleiner, und sieh zu!“ Nach wenigen Minuten kommt das Kind ganz beschämt zurück — der Schausteller ist an seinem Plage, aber sein Mensch kümmert sich um ihn, man sieht ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Nun fängt es gar noch zu regnen an, und man hört jeden Tropfen auf das Glasdach herniederfallen. Unten auf der Straße sieht man jetzt nur noch ein von Regenschirmen gebildetes schwarzes Daß. Man tritt ins Zimmer zurück und schließt die Fenster. Die Kinder fliehen, aber man magt nicht die Rollen in Brand zu setzen, sie bilden ja den letzten Rest des vorhandenen Heimaterials.

Eine seltsame Nacht.

Sehr kostbar war die Nacht eines Engländer, der einst längere Zeit sich in Paris aufhielt.

Er galt für einen großen Kunst- und Gemäldeliebhaber. Zu diesem Ruf kam er besonders durch die Art, wie er sich an einem Künstler rächte.

Er war einer von den beheimateten Engländern, die in allen ersten Hotels Europas zu finden sind, wenn sie, der Abwesenheit halber, nicht einmal in Ägypten, Indien, China oder am Cap der guten Hoffnung reisen. Er reiste stets und zwar immer mit seiner jungen, schönen Frau, die um so reizender und liebenswürdiger erschien, da sie ihre jugendliche Heiterkeit, Schönheit und Lebenslust neben ihrem glatten, feinen, satinierten, trockenen, gemessenen vornehmen Gemüth entwickelte.

In Rom wurde das englische Paar mit einem Maler bekannt, der als sehr praktischer Künstler und Kunstkenner berühmt war.

Er erbot sich, dem Paar als Cicerone durch die reichen Gemäldesammlungen zu dienen. So verbrachten sie manche Stunden, Tage und Wochen zusammen im Museum des Capitols, im Vatican, im St. Peters-Dom und in den Umgebungen Roms, wobei sich die persönliche und geistige Uebereinstimmung der Künstler über den in Bornheim und Eitelkeit eingefallenen Engländer so sehr herausstellte, daß die Frau desselben unwillkürlich zu ihm hingezogen ward, und da er selbst zu ziehen verstanden haben mag.

Es ist nach manchen Monaten übergezogen sich der Engländer von der Umarmung seiner Frau, nahm von dem Maler mit den Worten: auf Wiedersehen, Abschied, kehrte nach England zurück und ließ seine Frau hinführen und galant in dem Hof seiner Eltern ab, nachdem er ihr hinführen und galant seine von ihm in Italien gemachte Entdeckung mitgeteilt hatte.

Sofort verließ er wieder nach Rußland, Deutschland, Italien etc., ohne etwas Anderes zu befehlen, als Gemäldes, ohne etwas Anderes zu thun, als Gemäldes zu kaufen.

Nachdem er dieses Geschäft zwei Jahre lang getrieben, begab er sich wieder mit einem ziemlich großen Fuder von Gemälden nach Rom, ludte den Maler auf und verlangte Genugthuung von ihm. Der Engländer hatte, als der belästigte Theil, ihm auf Pistolen geantwortet. Die Herausforderung wurde angenommen und der Tag und Ort des Duells festgesetzt.

Mit dem ersten Schusse zerfetzte der Engländer seinem Gegner das Handgelenk der rechten Hand, daß diese amputiert werden mußte.

Nach dieser Operation erschien der Engländer wieder, ohne sich abzuweisen zu lassen und sprach:

„Sie denken vielleicht, daß damit meine Rache befriedigt ist. Aber dann unterwerfen Sie die entsetzten Qualen, die Sie mir bereitet. Ich will, daß Sie mir ein Leben lang ein Gemälde hergeschickt verlangen. Ich habe Sie zu einem Leben ewiger vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tod als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgeübten Raub.“

„Wie!“ antwortete der Künstler, der Raub meiner Madonna ist in Petersburg, meines Vaters in Berlin, meiner Frau nach Ägypten in Paris, mein —

„Genug“, unterbrach ihn der Engländer, „ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemäldes, die Sie nach London bringen.“

„Ja“, sagte der Maler nach Ueberlegung, „ich selbst bin zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendet.“

So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft, antwortete der Engländer. Ihre Gemäldes sind alle schön. Ich habe sie sämtlich angesehen, um über Ihren Raub als über mein rechtmäßiges Eigentum nach Belieben zu verfügen. Es beliebt mir nun, alle Ihre Gemäldes sofort zu verbrennen, damit keine Spur von Ihrer Wischamkeit als Künstler übrig bleibe, damit Sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Künstler geschieden werden. Von Ihrer Künstlerhand soll kein so wenig übrig bleiben, wie von der feinsten Hand, die ich Ihnen jemals mitgeteilt, so daß Sie amputiert werden mußte.“

Der Künstler hat gar vergebens um Gnade. Der vor diesen Jahren belästigte Maler war so unverschämlich, als hätte er die Entdeckung von dem Diebstahl nicht eben jetzt erst gemacht.

John Chapman.

Eine Legende von H. M.

In der Kirche des Städtchens Swaffham (Grafschaft Norfolk) in England befindet sich ein sehr altes, geschätztes Monument, welches einen Schiedsrichter, ihm zur Seite sein Hund und das Handwerkszeug seines Gewerbes um ihn herum. An dieses Monument knüpfte sich folgende Sage:

Vor mehr als 200 Jahren lebte ein gewisser John Chapman hier im nördlichen Theile der Stadt und verdiente sein Brod kümmerlich mit Häusern, Kesseln, Schmelze-Arbeit und was sonst in sein Fach lag.

In seinem Gärtchen stand ein großer Apfelbaum, dessen Früchte ihm jeden Herbst eine willkommene Ernte lieferten. Meistens Chapman war aber nicht recht zufrieden; er hätte denken sollen: Wer zufrieden ist, ist reich — aber der gute Mann wollte gern wirklich reich sein, und dieser Wunsch ließ ihn nicht ruhen.

Da geschah es, daß er eines Morgens zu seiner Frau sagte, er habe geträumt, eine Stimme rufe ihn und sage: „John Chapman, reise nach London, stelle dich auf die Londoner Brücke und warte, bis jemand kommt und dir sagt, wie du dein Glück machen und ein reicher Mann werden kannst.“

Die Frau lacht ihm aus und schied ihn an seine Arbeit; ihm aber geht die Sache sehr im Kopf herum; und als er in der nächsten Nacht ganz dasselbe noch einmal träumt, meint er, es sei doch ratsam, die Reise zu unternehmen.

„Träumerei! Unnütz!“ schalt seine Frau, „wirst Du doch nicht Kosten machen und die Arbeit verflüchten? Vom Träumen ist noch Niemand reich geworden!“

Meister Chapman kämpfte den ganzen Tag mit seinen Gedanken: Soll ich? oder soll ich nicht? und als er in der dritten Nacht denselben Traum wieder ganz deutlich hatte, ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, nicht durch das Schelten der Frau, noch durch das Lachen und Reden der Nachbarn, stellte ein paar Schillinge ein und machte sich zu Fuß auf den Weg.

Bei der großen Entfernung erreichte er London erst am dritten Abend und suchte sich eine Herberge für die Nacht. Am nächsten Morgen eilte er mit einigen Lebensmitteln in der Tasche auf die Londoner Brücke, das da erwartungsvoll, rechts und links umherschauend, von jedem Vorübergehenden die versprochene Auskunft hoffend, — aber Stunde auf Stunde verging, Niemand redete ihn an, nichts ereignete sich, — endlich schlich er Abends müde und kleinlaut in seine Herberge zurück. Noch einmal wollte er sein Glück versuchen, allein der zweite Tag verlief genau so, wie der erste.

„Drei Nächte hat ich's geträumt, — will doch auch drei Tage warten, wer weiß?“ dachte er. Als aber auch der dritte Tag erfolglos verlief und die Dämmerung hereinbrach, sagte er zu sich selbst: „Bin doch wohl ein Eitel gewesener; meine Schuld und mein Glaube an den Traum sind jetzt zu Ende! Will morgen heimkehren und den Spott hinnehmen, was dann's besten!“

Mit diesem Entschluß wendet er sich zum Gehen; da tritt ein Mann an ihn heran und fragt höflich: „Wohin wollen Sie denn hier so lange? Ich habe Sie schon seit gestern beobachtet, und meine Augen ist recht geworden.“ Jetzt wurde unter Schiedsrichter und erzählte ihm die Geschichte der ganzen Geschichte, doch ohne zu sagen, wer er sei und woher er komme. „Oh!“ rief jener aus, „hätt' ich doch nicht gedacht, daß es solche Narren gäbe! Mein guter Mann, gehen Sie ruhig heim und lassen Sie in Zukunft Träume Träume sein! Ja, wollte ich an solchen Unnützen glauben, so müßte ich jetzt auch in die hundert Meilen weit ins Land laufen, denn mir träumte erst vor wenigen Tagen, ich solle nach einem Ort in der Nordsee, der Swaffham heißt, dort im Reiden der Stadt in einem gewissen Garten stünde ein Apfelbaum, unter welchem eine Goldgrube vergraben sei. Ich ließ mich nicht so leicht fangen, wie Sie, sondern blieb bei meiner Arbeit. Denken Sie nicht mehr daran; verabschieden Sie Ihren Freigang, da wird schon eine Art Reichtum kommen!“

„Danke, danke!“ sagte der Schiedsrichter, „will Ihrem Rathe folgen und morgen heimkehren.“

Dann trennten sie sich. Die ganze Nacht beschäftigte ihn der Gedanke: Das war es, was ich hören sollte! und mit Tagesgrauen reiste er ab. Am dritten Tag kam er spät und müde zu Hause an, sein guter Mann umhinstellend und schiedsrichter, zur ewigen Qual über Ihren ausgeübten Raub.“

„Wie!“ antwortete der Künstler, der Raub meiner Madonna ist in Petersburg, meines Vaters in Berlin, meiner Frau nach Ägypten in Paris, mein —

„Genug“, unterbrach ihn der Engländer, „ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemäldes, die Sie nach London bringen.“

„Ja“, sagte der Maler nach Ueberlegung, „ich selbst bin zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendet.“

So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft, antwortete der Engländer. Ihre Gemäldes sind alle schön. Ich habe sie sämtlich angesehen, um über Ihren Raub als über mein rechtmäßiges Eigentum nach Belieben zu verfügen. Es beliebt mir nun, alle Ihre Gemäldes sofort zu verbrennen, damit keine Spur von Ihrer Wischamkeit als Künstler übrig bleibe, damit Sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Künstler geschieden werden. Von Ihrer Künstlerhand soll kein so wenig übrig bleiben, wie von der feinsten Hand, die ich Ihnen jemals mitgeteilt, so daß Sie amputiert werden mußte.“

Der Künstler hat gar vergebens um Gnade. Der vor diesen Jahren belästigte Maler war so unverschämlich, als hätte er die Entdeckung von dem Diebstahl nicht eben jetzt erst gemacht.

„Träumerei! Unnütz!“ schalt seine Frau, „wirst Du doch nicht Kosten machen und die Arbeit verflüchten? Vom Träumen ist noch Niemand reich geworden!“

Meister Chapman kämpfte den ganzen Tag mit seinen Gedanken: Soll ich? oder soll ich nicht? und als er in der dritten Nacht denselben Traum wieder ganz deutlich hatte, ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, nicht durch das Schelten der Frau, noch durch das Lachen und Reden der Nachbarn, stellte ein paar Schillinge ein und machte sich zu Fuß auf den Weg.

Bei der großen Entfernung erreichte er London erst am dritten Abend und suchte sich eine Herberge für die Nacht. Am nächsten Morgen eilte er mit einigen Lebensmitteln in der Tasche auf die Londoner Brücke, das da erwartungsvoll, rechts und links umherschauend, von jedem Vorübergehenden die versprochene Auskunft hoffend, — aber Stunde auf Stunde verging, Niemand redete ihn an, nichts ereignete sich, — endlich schlich er Abends müde und kleinlaut in seine Herberge zurück. Noch einmal wollte er sein Glück versuchen, allein der zweite Tag verlief genau so, wie der erste.

„Drei Nächte hat ich's geträumt, — will doch auch drei Tage warten, wer weiß?“ dachte er. Als aber auch der dritte Tag erfolglos verlief und die Dämmerung hereinbrach, sagte er zu sich selbst: „Bin doch wohl ein Eitel gewesener; meine Schuld und mein Glaube an den Traum sind jetzt zu Ende! Will morgen heimkehren und den Spott hinnehmen, was dann's besten!“

Mit diesem Entschluß wendet er sich zum Gehen; da tritt ein Mann an ihn heran und fragt höflich: „Wohin wollen Sie denn hier so lange? Ich habe Sie schon seit gestern beobachtet, und meine Augen ist recht geworden.“ Jetzt wurde unter Schiedsrichter und erzählte ihm die Geschichte der ganzen Geschichte, doch ohne zu sagen, wer er sei und woher er komme. „Oh!“ rief jener aus, „hätt' ich doch nicht gedacht, daß es solche Narren gäbe! Mein guter Mann, gehen Sie ruhig heim und lassen Sie in Zukunft Träume Träume sein! Ja, wollte ich an solchen Unnützen glauben, so müßte ich jetzt auch in die hundert Meilen weit ins Land laufen, denn mir träumte erst vor wenigen Tagen, ich solle nach einem Ort in der Nordsee, der Swaffham heißt, dort im Reiden der Stadt in einem gewissen Garten stünde ein Apfelbaum, unter welchem eine Goldgrube vergraben sei. Ich ließ mich nicht so leicht fangen, wie Sie, sondern blieb bei meiner Arbeit. Denken Sie nicht mehr daran; verabschieden Sie Ihren Freigang, da wird schon eine Art Reichtum kommen!“

„Danke, danke!“ sagte der Schiedsrichter, „will Ihrem Rathe folgen und morgen heimkehren.“

Dann trennten sie sich. Die ganze Nacht beschäftigte ihn der Gedanke: Das war es, was ich hören sollte! und mit Tagesgrauen reiste er ab. Am dritten Tag kam er spät und müde zu Hause an, sein guter Mann umhinstellend und schiedsrichter, zur ewigen Qual über Ihren ausgeübten Raub.“

„Wie!“ antwortete der Künstler, der Raub meiner Madonna ist in Petersburg, meines Vaters in Berlin, meiner Frau nach Ägypten in Paris, mein —

„Genug“, unterbrach ihn der Engländer, „ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemäldes, die Sie nach London bringen.“

„Ja“, sagte der Maler nach Ueberlegung, „ich selbst bin zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendet.“

So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft, antwortete der Engländer. Ihre Gemäldes sind alle schön. Ich habe sie sämtlich angesehen, um über Ihren Raub als über mein rechtmäßiges Eigentum nach Belieben zu verfügen. Es beliebt mir nun, alle Ihre Gemäldes sofort zu verbrennen, damit keine Spur von Ihrer Wischamkeit als Künstler übrig bleibe, damit Sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Künstler geschieden werden. Von Ihrer Künstlerhand soll kein so wenig übrig bleiben, wie von der feinsten Hand, die ich Ihnen jemals mitgeteilt, so daß Sie amputiert werden mußte.“

Der Künstler hat gar vergebens um Gnade. Der vor diesen Jahren belästigte Maler war so unverschämlich, als hätte er die Entdeckung von dem Diebstahl nicht eben jetzt erst gemacht.

„Träumerei! Unnütz!“ schalt seine Frau, „wirst Du doch nicht Kosten machen und die Arbeit verflüchten? Vom Träumen ist noch Niemand reich geworden!“

Meister Chapman kämpfte den ganzen Tag mit seinen Gedanken: Soll ich? oder soll ich nicht? und als er in der dritten Nacht denselben Traum wieder ganz deutlich hatte, ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, nicht durch das Schelten der Frau, noch durch das Lachen und Reden der Nachbarn, stellte ein paar Schillinge ein und machte sich zu Fuß auf den Weg.

Bei der großen Entfernung erreichte er London erst am dritten Abend und suchte sich eine Herberge für die Nacht. Am nächsten Morgen eilte er mit einigen Lebensmitteln in der Tasche auf die Londoner Brücke, das da erwartungsvoll, rechts und links umherschauend, von jedem Vorübergehenden die versprochene Auskunft hoffend, — aber Stunde auf Stunde verging, Niemand redete ihn an, nichts ereignete sich, — endlich schlich er Abends müde und kleinlaut in seine Herberge zurück. Noch einmal wollte er sein Glück versuchen, allein der zweite Tag verlief genau so, wie der erste.

„Drei Nächte hat ich's geträumt, — will doch auch drei Tage warten, wer weiß?“ dachte er. Als aber auch der dritte Tag erfolglos verlief und die Dämmerung hereinbrach, sagte er zu sich selbst: „Bin doch wohl ein Eitel gewesener; meine Schuld und mein Glaube an den Traum sind jetzt zu Ende! Will morgen heimkehren und den Spott hinnehmen, was dann's besten!“

Mit diesem Entschluß wendet er sich zum Gehen; da tritt ein Mann an ihn heran und fragt höflich: „Wohin wollen Sie denn hier so lange? Ich habe Sie schon seit gestern beobachtet, und meine Augen ist recht geworden.“ Jetzt wurde unter Schiedsrichter und erzählte ihm die Geschichte der ganzen Geschichte, doch ohne zu sagen, wer er sei und woher er komme. „Oh!“ rief jener aus, „hätt' ich doch nicht gedacht, daß es solche Narren gäbe! Mein guter Mann, gehen Sie ruhig heim und lassen Sie in Zukunft Träume Träume sein! Ja, wollte ich an solchen Unnützen glauben, so müßte ich jetzt auch in die hundert Meilen weit ins Land laufen, denn mir träumte erst vor wenigen Tagen, ich solle nach einem Ort in der Nordsee, der Swaffham heißt, dort im Reiden der Stadt in einem gewissen Garten stünde ein Apfelbaum, unter welchem eine Goldgrube vergraben sei. Ich ließ mich nicht so leicht fangen, wie Sie, sondern blieb bei meiner Arbeit. Denken Sie nicht mehr daran; verabschieden Sie Ihren Freigang, da wird schon eine Art Reichtum kommen!“

„Danke, danke!“ sagte der Schiedsrichter, „will Ihrem Rathe folgen und morgen heimkehren.“

Das Mädchen.

Ein Mädchen, die stets hochgetragen.

Ein Mädchen, die stets hochgetragen, Ihr Mädchen, wüßte sich 'nen Mann, Jung, wohlgeschaffen, schön, angenehm von Betragen, Nicht eifersüchtig und nicht kalt — dies merkt euch an!

Dazu verlangt das Mädchen dann noch, daß Geburt er und Vermögen Und Geist, kurz Alles hab'. Doch wo ist das vereint?

Das Schicksal hat mit ihr es wirklich gut gemeint: Es kam ein reicher Freierlegen. Doch untre Schöne fand sie Alle jämmerlich:

„Was? Ich dies Volk? Es ist wohl nur des Spahes wegen, Daß man sie vorzieht! Fürwahr, sie jammern mich!“

Sie ist nur an, von welchem Schlage! Der hat zu wenig Geist und Bildung ohne Frage; Die Ras' ist's, die bei dem noch viel zu wünschen lieh!

Der hatte das, der hatte dies; Denn stolze Jungen, spitz wie die Radeln, Finden an Jedem was zu tadeln. Nachdem die besten sie versucht um Ueberruth,

Ram an die Reib' das Mittelgut. Sie spottete: „Ich bin doch wirklich gut von Herzen, Sie anzunehmen! Ha! Sie meinen wohl, es macht Die Ehelosigkeit mir Schmerzen?“

Gott Lob, mir ist bisher die Nacht Einmal, doch ohne Harm, vergangen! Von solchen Reuegen wußt' ich die Schöne frei.

Das Alter naht', und mit den Freieren war's vorbei. Ein Jahr vergeht, auch zwei, in Hängen und in Bangen: Der Gram folgt; täglich mehr fällt sie, wie, trüb gekümmt.

Der Jugend Lachheit, selbst Amor Abschied nimmt. Daß die Wangen Roten mibren, Reißt sie zur Schamte; doch auch diese kann's nicht hindern,

Daß sie der Zeit verfallt und ihrem rauhen Bann. Die Trümmer eines Hauses kann Man neu erbau'n; warum darf diese Hoffnung nimmer Uns blühen für unser Schönheit Trümmern?

Nun führt wohl andres Sprach' ihr Stolz: es predigt immer Auf's Neu' der Spießer: „Nimm schnell Die einen Mann!“

Ein Schenken eigner Art erfüllt sie dann und wann; Sehnacht — bisweilen ist auch Stolz in sie besessen.

Dies Mädchen wählt — man hat's unglücklich hier genannt — Und fühl't am Ende sich ganz glücklich und zufrieden, Daß sie 'nen alten Krüppel fand.

— Ein Beglückter der Men'schheit. Vor der neunten Kammer des Tribunals de la Seine in Paris wurde vor Kurzem ein in seiner Art höchst originaler Kurpfuscher zu einer Geldstrafe von 25 Francs und einer Freiheitsstrafe von drei Tagen verurtheilt. M. Allegre, welcher dem Richter unter Anderm die ernsthafteste Mitteilung machte, daß die Welt in ihm ein Beglückter der leidenden Menschheit, sehen und vernehmen müßte, hatte die Kurpfuscherei in ungemein schwunghafter Weise betrieben. Er ließ Prospekte auf der Straße verteilen und kündigte seine „Ordnationsstunden“ allmählich in den gangbaren Zeitungen an. M. Allegre gebrauchte alle nur erdenklichen Mittel, die Aufmerksamkeit der Pariser auf sein reichhaltiges Lager „geheimnisvoller, mannigfaltiger Medicamente“ zu lenken. Folgende merkwürdige Aufzählungen verdienen besondere Erwähnung: 1. Geheimniß der Langlebigkeit und der Konfervierung animalischer Substanzen; höhere Wirkung b. Menschen, Thieren, Pflanzen, Broccenten der Landwirtschaft, gewissen Gewässern, Malereien, Eisenwaaren etc. 2. Einiges Mittel gegen schlechte verdorbene Luft in Ställen, Parlamenten, Hörsälen etc. 3. Extrait zur Entzündung der Verdauungsorgane, des Harns, des Harns, sowie der Mastdarmtrakt aller Leute, wirkt auch gegen Blähgas und Buedel in wenigen Minuten. Und diese an Wahnfinn grenzenden blödsinnigen Aufzählungen, welche man in diesem Jahrhundert für kaum möglich halten sollte, fanden gläubige Leser! Mehr sogar: es betrafen einige Leute vor Gericht über die, daß ihnen Allegre's „wunderbare“ Defekte außerordentlich viel genützt hätten! Unter diesen befand sich ein halbverrückter Bauernknecht, welcher mit großem Erfolge mehrere Tiegel „Dichterfieber“ gebraucht hatte.

— Mit kluger Gewinn. Die Zombola des Vereins „Berliner Presse“ gab jüngst Frau Fortuna Anlaß zu manchen bedauerlichen Einfällen. Ein Friseur hatte sich durch seine Kunstfertigkeit den Beinamen eines der besten Friseurmeister der Stadt erworben und diese schenkte ihm, als er den Wunsch äußerte, ein Rosd der Zombola zu besitzen, eines ihrer Rosd. Die Geheimnisse hatte achtzehn Rosd b. rissen und ging leer aus, der glückliche Rosd jenen gewann auf das gescheitete Rosd jenen Studentenloschläger von Berns, den der Portraitmaler vor etwa zwei Jahren gleichzeitig mit dem Bildnis Klein's ausgestellt hatte. Als der Friseur die Kunde von seinem Gewinn erhielt, strahlte er vor Freude; nach einigen Tagen kam er tiefbetäubt zu der Dame, welche ihm das Rosd geschenkt hatte und sagte: „Der Gewinn hat mir wenig Freude gebracht. Das Bild stellt einen Mann mit superrother Nase dar. Nun wollte ich das Gemälde in unserer guten Stube aufhängen, wo die Photographien unserer Verwandten hängen. Dagegen protestierte meine Frau, welche mit Recht befürchtete, man könne den „verworfenen Rosd“ für ein Familienmitglied halten. Ich schickte alle Warnungen in den Wind und hing den Mann mit der roten Nase doch auf. Was war die Folge? Alle Bekannten machen sich lustig über meinen alten Onkel, vergebens suche ich den Zeugnissen begreiflich zu machen, daß wir keinen Säufer in der Familie haben, der Spott nicht auf sich zieht. Ich muß das Bild nur rasch zu verkaufen suchen.“

Zur Würdigung einer Wahnsinnigen.

Es ist in der letzten Zeit so oft von

Wahnsinnigen in Irrenanstalten die Rede gewesen, daß man das Interesse begreift, mit welchem die Pariser Blätter gegenwärtig die Denkwürdigkeiten einer Wahnsinnigen, die von dem Abolaten Dr. Marcus de Barannes herausgegeben werden, besprechen. Die „Wahnsinnigen“, Fräulein Gertrude Rony, war im Anfang des Kaiserreichs eine ziemlich geliebte Persönlichkeit, welche selbst vorzügliche Musikerin, in ihrem übrigen sehr bescheidenen Salon Künstler, Schriftsteller, politische Persönlichkeiten und Ausländer von einigem Ruf empfing. Im Jahr 1854 wurde sie plötzlich als verrückt eingesperrt, ihre Habe zerstreut und ihr bisheriges Vermögen in Alimentationskosten aufgebraucht. Etwa ein Jahr später stellte man sie auf die Straße, weil sie nicht irrsinnig wäre, und nun lebte sie sich bei einem Pariser Polizeicommissar, damit er ihr ein Unterkommen für die Nacht verschaffe. Als dieser hörte, woher sie kam, ließ er sie nach Charenton bringen; von Charenton lieferte man sie in die Salpêtrière aus; von hier an eine Anstalt in der Provinz und so ging es fort durch fünfzehn volle Jahre. Bald beglaubte die Irrenärzte, sie wäre „partiell wahnsinnig“, bald erhielt sie Zeugnisse, denen zufolge ihr Geist sich des schönsten Gleichgewichts erfreute; manchmal hieß es von Fräulein Rony, sie wäre ein eigenschlicher Geist, dann wurde wieder ihre Irrenzugeschichte gerührt. Das aber blieb sich immer gleich, daß sie jedesmal, wenn eine Anstalt sie als vollständig verabschiedet hatte, wieder — Niemand wußte warum — ausgegriffen und in ein anderes Asylhaus gebracht wurde.

In den wenigen Wochen, da sie sich der Freiheit erfreute, suchte sie die Zeitungsredaktionen auf und ergabte mit allem Eifer von Wahnsinnigkeit, sie werde von einer geheimen Macht verfolgt, so daß sie schließlich die Polizei verleitete, die Polizei stelle ihr als Mitwürgerin von Staatsgeheimnissen nach. In den Irrenhäusern las sie viel und schrieb manchen Brief, was ihr bei der Besuche besondere Anregung gab und dabei verließ sie wohl auch in Musikinstrumenten, welche bei der ersten besten Gelegenheit gegen sie ausgetauscht wurden, als ob dergleichen nur in Irrenhäusern zu finden wäre. Einmal machte sie sich den Spott, ein paar Verse, die über ihren Fall zu einer Veranschaulichung zusammengeordnet waren, zu musizieren: sie überreichte ihnen ein Blatt Papier, angeblich mit den letzten Versen, die sie geschrieben hatte. Die Herren lasen und kamen überein, Fräulein Rony müsse ganz überlassen sein, denn so jämmerlich's Zeug könne kein Mensch mit gesundem Verstand schreiben. Da las sie ihnen die Patientin ins Gesicht und erklärte, sie hätte sich den Zeitstreit gegen die schriftlichen Verse des „ästhetischen“ Cornelli zusammengekauft. Das Märchen vom Unglücklichen dauerte bis 1869. Seitdem lebte sie in der Provinz bei einer befreundeten Familie und starb vor zwei Jahren. Der Herausgeber ihrer Denkwürdigkeiten ist der Abol, welcher für sie gestimmt hatte, bis es ihm gelang, sie endgültig aus den Händen der Irrenärzte zu befreien. — Gegenwärtig ist in Südfrankreich bei den Gerichten eine Untersuchung im Gang, die sich um einen ähnlichen Fall dreht: ein gewisser Minister, der schon fünfzig Jahre eingesperrt und vielfacher Millionär ist, wird auf das Drängen von Irrenverwandten in einer Irrenanstalt behalten, während der Irren- und Rechtsgelehrte sich bemühen, dem Gerichte zu dem Genuß seiner bürgerlichen Rechte zu verhelfen.

— Ein Beglückter der Men'schheit. Vor der neunten Kammer des Tribunals de la Seine in Paris wurde vor Kurzem ein in seiner Art höchst originaler Kurpfuscher zu einer Geldstrafe von 25 Francs und einer Freiheitsstrafe von drei Tagen verurtheilt. M. Allegre, welcher dem Richter unter Anderm die ernsthafteste Mitteilung machte, daß die Welt in ihm ein Beglückter der leidenden Menschheit, sehen und vernehmen müßte, hatte die Kurpfuscherei in ungemein schwunghafter Weise betrieben. Er ließ Prospekte auf der Straße verteilen und kündigte seine „Ordnationsstunden“ allmählich in den gangbaren Zeitungen an. M. Allegre gebrauchte alle nur erdenklichen Mittel, die Aufmerksamkeit der Pariser auf sein reichhaltiges Lager „geheimnisvoller, mannigfaltiger Medicamente“ zu lenken. Folgende merkwürdige Aufzählungen verdienen besondere Erwähnung: 1. Geheimniß der Langlebigkeit und der Konfervierung animalischer Substanzen; höhere Wirkung b. Menschen, Thieren, Pflanzen, Broccenten der Landwirtschaft, gewissen Gewässern, Malereien, Eisenwaaren etc. 2. Einiges Mittel gegen schlechte verdorbene Luft in Ställen, Parlamenten, Hörsälen etc. 3. Extrait zur Entzündung der Verdauungsorgane, des Harns, des Harns, sowie der Mastdarmtrakt aller Leute, wirkt auch gegen Blähgas und Buedel in wenigen Minuten. Und diese an Wahnfinn grenzenden blödsinnigen Aufzählungen, welche man in diesem Jahrhundert für kaum möglich halten sollte, fanden gläubige Leser! Mehr sogar: es betrafen einige Leute vor Gericht über die, daß ihnen Allegre's „wunderbare“ Defekte außerordentlich viel genützt hätten! Unter diesen befand sich ein halbverrückter Bauernknecht, welcher mit großem Erfolge mehrere Tiegel „Dichterfieber“ gebraucht hatte.

— Mit kluger Gewinn. Die Zombola des Vereins „Berliner Presse“ gab jüngst Frau Fortuna Anlaß zu manchen bedauerlichen Einfällen. Ein Friseur hatte sich durch seine Kunstfertigkeit den Beinamen eines der besten Friseurmeister der Stadt erworben und diese schenkte ihm, als er den Wunsch äußerte, ein Rosd der Zombola zu besitzen, eines ihrer Rosd. Die Geheimnisse hatte achtzehn Rosd b. rissen und ging leer aus, der glückliche Rosd jenen gewann auf das gescheitete Rosd jenen Studentenloschläger von Berns, den der Portraitmaler vor etwa zwei Jahren gleichzeitig mit dem Bildnis Klein's ausgestellt hatte. Als der Friseur die Kunde von seinem Gewinn erhielt, strahlte er vor Freude; nach einigen Tagen kam er tiefbetäubt zu der Dame, welche ihm das Rosd geschenkt hatte und sagte: „Der Gewinn hat mir wenig Freude gebracht. Das Bild stellt einen Mann mit superrother Nase dar. Nun wollte ich das Gemälde in unserer guten Stube aufhängen, wo die Photographien unserer Verwandten hängen. Dagegen protestierte meine Frau, welche mit Recht befürchtete, man könne den „verworfenen Rosd“ für ein Familienmitglied halten. Ich schickte alle Warnungen in den Wind und hing den Mann mit der roten Nase doch auf. Was war die Folge? Alle Bekannten machen sich lustig über meinen alten Onkel, vergebens suche ich den Zeugnissen begreiflich zu machen, daß wir keinen Säufer in der Familie haben, der Spott nicht auf sich zieht. Ich muß das Bild nur rasch zu verkaufen suchen.“

— Ein Beglückter der Men'schheit. Vor der neunten Kammer des Tribunals de la Seine in Paris wurde vor Kurzem ein in seiner Art höchst originaler Kurpfuscher zu einer Geldstrafe von 25 Francs und einer Freiheitsstrafe von drei Tagen verurtheilt. M. Allegre, welcher dem Richter unter Anderm die ernsthafteste Mitteilung machte, daß die Welt in ihm ein Beglückter der leidenden Menschheit, sehen und vernehmen müßte, hatte die Kurpfuscherei in ungemein schwunghafter Weise betrieben. Er ließ Prospekte auf der Straße verteilen und kündigte seine „Ordnationsstunden“ allmählich in den gangbaren Zeitungen an. M. Allegre gebrauchte alle nur erdenklichen Mittel, die Aufmerksamkeit der Pariser auf sein reichhaltiges Lager „geheimnisvoller, mannigfaltiger Medicamente“ zu lenken. Folgende merkwürdige Aufzählungen verdienen besondere Erwähnung: 1. Geheimniß der Langlebigkeit und der Konfervierung animalischer Substanzen; höhere Wirkung b. Menschen, Thieren, Pflanzen, Broccenten der Landwirtschaft, gewissen Gewässern, Malereien, Eisenwaaren etc. 2. Einiges Mittel gegen schlechte verdorbene Luft in Ställen, Parlamenten, Hörsälen etc. 3. Extrait zur Entzündung der Verdauungsorgane, des Harns, des Harns, sowie der Mastdarmtrakt aller Leute, wirkt auch gegen Blähgas und Buedel in wenigen Minuten. Und diese an Wahnfinn grenzenden blödsinnigen Aufzählungen, welche man in diesem Jahrhundert für kaum möglich halten sollte, fanden gläubige Leser! Mehr sogar: es betrafen einige Leute vor Gericht über die, daß ihnen Allegre's „wunderbare“ Defekte außerordentlich viel genützt hätten! Unter diesen befand sich ein halbverrückter Bauernknecht, welcher mit großem Erfolge mehrere Tiegel „Dichterfieber“ gebraucht hatte.

— Mit kluger Gewinn. Die Zombola des Vereins „Berliner Presse“ gab jüngst Frau Fortuna Anlaß zu manchen bedauerlichen Einfällen. Ein Friseur hatte sich durch seine Kunstfertigkeit den Beinamen eines der besten Friseurmeister der Stadt erworben und diese schenkte ihm, als er den Wunsch äußerte, ein Rosd der Zombola zu besitzen, eines ihrer Rosd. Die Geheimnisse hatte achtzehn Rosd b. rissen und ging leer aus, der glückliche Rosd jenen gewann auf das gescheitete Rosd jenen Studentenloschläger von Berns, den der Portraitmaler vor etwa zwei Jahren gleichzeitig mit dem Bildnis Klein's ausgestellt hatte. Als der Friseur die Kunde von seinem Gewinn erhielt, strahlte er vor Freude; nach einigen Tagen kam er tiefbetäubt zu der Dame, welche ihm das Rosd geschenkt hatte und sagte: „Der Gewinn hat mir wenig Freude gebracht. Das Bild stellt einen Mann mit superrother Nase dar. Nun wollte ich das Gemälde in unserer guten Stube aufhängen, wo die Photographien unserer Verwandten hängen. Dagegen protestierte meine Frau, welche mit Recht befürchtete, man könne den „verworfenen Rosd“ für ein Familienmitglied halten. Ich schickte alle Warnungen in den Wind und hing den Mann mit der roten Nase doch auf. Was war die Folge? Alle Bekannten machen sich lustig über meinen alten Onkel, vergebens suche ich den Zeugnissen begreif